

Wibke Backhaus

Sven Glawion, Elahe Haschemi Yekani, Jana Husmann Kastein (Hg.): Erlöser. Figurationen männlicher Hegemonie. Bielefeld: transcript, 2007. 218 S., ISBN 3-89942-733-5, 24,80 €

Bruce Springsteen, Parzival und *The Passion of the Christ*, Rudolf Steiners Lichtgestalten und der englische Gentleman-Hero, spirituelle Männerbewegung und die Anfänge der Behindertenpädagogik: Das Inhaltsverzeichnis dieses von Sven Glawion, Elahe Haschemi Yekani und Jana Husmann-Kastein herausgegebenen Bandes bringt Figuren, Geschichten und Ideen zusammen, die – auf den ersten Blick weit voneinander entfernt – doch um ein gemeinsames Thema kreisen: Leiden und Erlösung.

Die Liste von Erlösern und Erlösungen ist lang, der historische und geografische Rahmen, in dem die einzelnen AutorInnen ihnen nachspüren, weit gesteckt. Trotzdem ist man beim Lesen überrascht, wie viele Verbindungslinien sich zwischen Musils *Mann ohne Eigenschaften* und Norman Mailers *White Negro*, der polnischen Literatur der Zwischenkriegszeit und der südafrikanischen *Truth and Reconciliation Commission* ziehen lassen. Denn die Aufsätze eint die Beobachtung, dass alle diese Erzählungen an eine Geschlechterproblematik geknüpft sind: Der Themenkomplex Erlösung ist nicht jenseits von Konzepten und Inszenierungen von Männlichkeit zu denken. Hinter männlichen (Selbst-)Inszenierungen als Erlöser und Erlöste, so die zentrale These, verbirgt sich ein wirkmächtiges Muster der Absicherung und Legitimation hegemonialer Ansprüche. Damit schließt der Band an Diskussionen in der Männlichkeitsforschung an, die darauf verweisen, dass Diagnosen einer „Krise der Männlichkeit“ nicht gleichzusetzen sind mit einem Verlust männlicher Hegemonie und dass sich, so die HerausgeberInnen, „Leiden und Schmerz auch herrschaftsstrategisch aneignen lassen“. (18, kursiv im Original) Die Figur des Erlösers, das macht diese Sammlung plausibel, ist hochaktuell und alles andere als neutral. Über sie wird männliche Herrschaft legitimiert und aufrecht erhalten, gleichzeitig ist sie gerade deswegen auch ein Ort des Konflikts, des Widerstands, der Aneignung und der Umdeutung.

Die HerausgeberInnen unterteilen den Band in vier Abschnitte („Blut, Schmerz und Wunden“, „Licht, Reinheit und Erkenntnis“, „Überwindung, Aneignung und Vergessen“, „Laster, Schuld und Neubeginn“), wobei sich die Grenzen zwischen diesen Schwerpunktsetzungen als fließend erweisen. Das liegt auch daran, dass in allen Artikeln immer wieder der Rückbezug auf die Christusfigur grundlegend ist, die – mal als solche deutlich erkennbar, mal in stark transformierter Form – den wesentlichen Referenzpunkt für die sehr unterschiedlichen Auseinandersetzungen um Männlichkeit und Erlösung abgibt.

Damit leistet der Band, das hebt Stefanie von Schnurbein in ihrem Vorwort hervor, einen wichtigen Beitrag dazu, Religion als eine kritische Kategorie in der kulturwissenschaftlichen Geschlechterforschung zu etablieren. Die Frage danach, wie religiöse Codes, die oft als solche auf den ersten Blick nur noch teilweise erkennbar sind, zur Absicherung hegemonialer Strukturen und Positionen genutzt werden, eröffnet eine für die Gender Studies gewinnbringende Perspektive auf Religion und Säkularisierung.

Dabei geht es den HerausgeberInnen nicht um eine simplifizierende Religionskritik. Wie wichtig im Gegenteil der Rückbezug auf theologische Diskussionen und Definitionen für eine Kritik der Instrumentalisierung komplexer religiöser Begriffe ist, wird in den Aufsätzen von Sven Glawion und Ulrike Auga an zwei sehr unterschiedlichen Beispielen deutlich. Glawion untersucht das Feld spiritueller Männerbewegungen. Er

kann zeigen, dass in diesen Texten der Rückbezug auf die Christusfigur oft nur vordergründig für eine Herrschaftskritik genutzt wird, um dann in einer Reetablierung männlicher Hegemonieansprüche sowie rassistischer und antisemitischer Denkfiguren zu münden. Ulrike Auga kritisiert das ebenfalls explizit als christlich markierte Programm der südafrikanischen *Truth and Reconciliation Commission* für ein verknapptes Verständnis des christlichen Versöhnungsgedankens. Anstelle einer wirklichen Auseinandersetzung mit Schuld und Vergebung tritt der Erlösungsgedanke in den Dienst des *nationbuilding*, ein geschlechtlich codierter Prozess, der notwendigerweise Frauen auf die Position des passiven Opfers festlegt.

Immer wieder wird deutlich, wie die Rollenverteilung von Erlöser und Erlöstem verschwimmt, so dass sich hegemoniale Männlichkeit nicht nur in der Selbstinszenierung als Erlöser, sondern auch in der Sehnsucht nach eigener Erlösung artikuliert. So argumentiert Elahe Haschemi Yekani, die Figurationen von Erlösung im britischen Kolonialroman bei Joseph Conrad und Henry Rider Haggards nachgeht, dass den Erzählungen von Krise und Erlösung ein grundsätzlich privilegierendes Muster zugrunde liegt. Der koloniale Held wird gleichzeitig Erlöser und Erlöster: Die Krise bleibt, egal ob er sie erfolgreich überwindet oder in ihr heroisch scheitert, sein Privileg.

Ähnlich lässt auch Anke Langners Lektüre von Jean Itards Bericht über die Entwicklung Victors von Aveyron, einem Gründungstext der Behindertenpädagogik, am Ende den Pädagogen Itard sowohl als Erlöser wie auch als Erlösten erscheinen. In die Behindertenpädagogik ist so, das ist Langners These, ein geschlechtlich codiertes Muster von Leid und Erlösung von Anfang an eingeschrieben. Auch Sophie Wennerscheidts Artikel über Denkfiguren des Leidens bei Søren Kierkegaard und August Strindberg stellt sich der Frage, wie sich gerade in literarischen Inszenierungen des Leidens hegemoniale Männlichkeit als solche etabliert.

Gerade aufgrund ihrer Funktion als Garant männlicher Hegemonieansprüche kann – auch das greift der Band auf – die Figur des Erlösers zur Quelle widerständiger (und widersprüchlicher) Aneignungen werden. Karolina Krasuska zeigt, wie gerade die zentrale Stellung des romantischen Messianismus in der polnischen Literatur sich in der Zwischenkriegszeit anbietet, um eine Position von transgender-Autorschaft zu beanspruchen. Ihre vielschichtige Lesart der Gedichtsammlung *W Grabowie podczas wojny* von Piotr Odmieniec Mast belässt den Text in einem Feld zwischen Inanspruchnahme und Umdeutung hegemonialer Diskurse und lässt am Ende viele Fragen offen. Was ihr Artikel aber auf jeden Fall verdeutlicht, ist, dass sich die Frage nach „Figurationen männlicher Hegemonie“ nicht nur an hegemoniale Selbstinszenierungen richten lässt.

Beispielhaft wird in den Artikeln immer wieder deutlich, dass – auch um Strukturen männlicher Hegemonie zu verstehen – *gender* als intersektionale Analysekategorie ernst zu nehmen ist. So kritisiert Jana Husmann-Kastein rassistische Lichtsymboliken in Rudolf Steiners Schriften. Steiners explizit an menschliche Hautfarben gebundene Konzeption von dunkler Krise und deren Überwindung speist sich aus einem Arsenal rassistisch, antisemitisch und sexistisch aufgeladener Denkfiguren. Auch hier erweist sich die Utopie von Erleuchtung und Erlösung trotz ihrer „Rhetorik der Ganzheitlichkeit“ (89) als Sicherungsmechanismus männlicher Weißer Hegemonie.

Carsten Junker diskutiert Norman Mailers Entwurf des *White Negro* als eine utopische Figur, in der sich Sehnsüchte nach erlösender Grenzüberschreitung und Gesellschaftsveränderung als Aneignung einer imaginierten Position des Schwarzseins artikulieren. Die rassistische Realität der USA der 50er Jahre wird dabei jedoch ebenso ausgeblendet wie die Forderungen der Bürgerrechtsbewegung. Schwarze Männlichkeit wird zu einer Allegorie für soziales Außenseitertum, von der sich eine in

die Krise geratene Weiße Männlichkeit Erneuerung verspricht, ohne dabei die eigene hegemoniale Position wirklich in Frage zu stellen. Mailers eigene jüdische Position, die in James Baldwins Kritik am Konzept des White Negro aufgerufen wird, verkompliziert diese Diagnose in Junkers Lesart auf produktive Weise.

Ebenfalls im US-amerikanischen Kontext beschreibt Daniela Hrzán Bruce Springsteens Verarbeitung der Geschehnisse des 11. Septembers in *The Rising* als männliche Erlösungsphantasien. Auch hier ist das gemeinsame Funktionieren von *race* und *gender* zentral für die Analyse.

Mehrere Beiträge diskutieren Konzeptionen von Sexualität und Erlösung. Sabine Grenz befragt Schilderungen heterosexueller Freier auf die Funktion von Erlösungsvorstellungen für ihre Konzepte von Männlichkeit und Sexualität. Eva Johach hält in ihrer Lesart von Robert Musils *Mann ohne Eigenschaften* ebenfalls Sexualität für ein zentrales Feld, in dem literarische Fantasien von Erlösung und Überwindung erprobt werden, ohne normative Konzeptionen von Heterosexualität und männlicher Identität grundsätzlich infrage zu stellen.

Trotz der breiten thematischen Vielfalt zeichnet sich der Band also durch eine erstaunliche innere Konsistenz aus. Die Ausgangsthese, dass sich in der Figur des Erlösers männliche Hegemonieansprüche artikulieren und legitimieren, überzeugt vor dem Hintergrund des skizzierten Materials schnell. Deswegen ist es das interessanteste Anliegen des Buches, immer wieder zu fragen, wie genau diese Figurationen männlicher Hegemonie funktionieren, welche Widersprüche und Konfliktpotentiale sich dabei aufzeigen lassen und welche Konsequenzen sich aus den Erzählungen männlicher Erlösung ergeben.

So fragt Beatrice Michaelis in Wolfram von Eschenbachs *Parzival* nach dem Zusammenhang von Sprache, Wissen und Erlösung. In ihrer mehrschichtigen Lektüre geht sie der Etablierung heteronormativer Ordnung durch Parzivals Fragen nach und nimmt selbst die eigentümlichen Leerstellen des Schweigens im Text zum Ausgangspunkt für ihr eigenes Nachdenken.

Simon Strick nimmt am Beispiel von Mel Gibsons *The Passion of the Christ* die Medialität der Erlöserfigur in den Blick. Die Singularität des Erlösers steht, so seine Ausgangsthese, im Widerspruch zu der grundsätzlichen Zitathaftigkeit dieser Figur, Einzigartigkeit und mediale Repräsentation sind im Prinzip unvereinbar. Erlösung muss so als „Überwindung der Medialität“ erzählt werden. Dieser Versuch einer Überwindung des Referenzcharakters des Kinofilms endet in *The Passion of the Christ* in einer absoluten Fokussierung auf den spektakulär leidenden Körper. Die gefährliche Feminität dieser Inszenierung wird dabei im Motiv der Überwindung des Schmerzenskörpers aufgehoben, ein Prozess der gleichzeitig den Kinoraum selbst sakralisiert. Der „Film als Blickapparat“ schreibt Strick, verwandelt sich in eine „Konversionsmaschine“ (77). Stricks Aufsatz kann so nicht nur zeigen, dass die Erlöserfigur grundsätzlich männlich codiert ist, sondern auch, dass mit Hilfe dieser Figur Fragen nach Medialität selbst entlang geschlechtlicher Codierungen verhandelt werden.

Alle AutorInnen des Bandes sind bzw. waren Teil des Graduiertenkollegs „Geschlecht als Wissenskategorie“. *Erlöser. Figurationen männlicher Hegemonie* dokumentiert so auch die Produktivität eines transdisziplinären Diskussionszusammenhangs, der viele Denkanstöße und Anschlusspunkte nicht nur für die kulturwissenschaftliche Geschlechterforschung liefern kann.

Sabine Panzram

Hartmann, Elke: *Frauen in der Antike. Weibliche Lebenswelten von Sappho bis Theodora. Beck'sche Reihe 1735. München: C.H. Beck 2007.*
ISBN: 978-3-406-54755-3; 278 S.; € 12,95

Penelope: das Sinnbild ehelicher Treue; zwei Jahrzehnte harret sie der Rückkehr des Odysseus, sich der Freier erwehrend, die nach Haus und Herrschaft ihres Mannes trachten, indem sie darauf beharrt, eine Webarbeit beenden zu müssen, die sie Nacht für Nacht wieder auflöst. Lucretia: die Personifikation weiblicher Keuschheit; die schöne und tugendhafte Ehefrau verweigert sich einem Königssohn und erst als dieser ihr neben dem Tod auch noch mit dem Verlust der Ehre droht, zieht sie der Schande die Vergewaltigung vor – um sich anschließend selbst das Leben zu nehmen. Medea: die Kindsmörderin; die des Zauberns kundige Königstochter, die in leidenschaftlicher Liebe zu Jason entbrannt diesem das Goldene Vlies verschafft und in die Fremde folgt, seine Untreue erleben muss und schließlich, als ihre verschmähte Liebe und gekränkte Ehre in Rache umschlagen, die eigenen Söhne tötet. Messalina: die kaiserliche Hure; die dritte Frau des Claudius fällt durch ihre Schwäche zum einen für Feste im Stile von Orgien und zum anderen für den designierten Konsul Silius auf. Als laut wird, sie wolle sich seinetwegen scheiden lassen, ist ihr Tod beschlossen.

Das Leben dieser Frauen lässt sich in einem Abstand von rund 2000 Jahren in einem Begriff zusammenfassen; Dichter und im Laufe des letzten Jahrhunderts auch Regisseure haben zur Entwicklung des jeweiligen Topos beigetragen; sie haben rezipiert, was bekannt, und – da dies häufig wenig genug war – es mit der Freiheit ihrer jeweiligen Kunst ausgestaltet. Das Ergebnis sind schillernde Gestalten, die sich jeder Festlegung entziehen, die über eine Zuordnung zu einem der beiden Idealtypen hinausginge: Sie sind entweder Ehefrau oder Prostituierte, „Nachwuchsproduzentin“ und „Haushaltsmanagerin“ oder Lustobjekt. Diese Funktionen bestimmen ihre äußeren Merkmale sowie ihre habituellen und moralischen Qualitäten; damit stehen natürlicher Schönheit, dezentem Schmuck, schlichter Kleidung, verhaltenen Bewegungsweisen, Häuslichkeit, Fleiß und ehelicher Treue künstliche Schönheit, übertriebener Schmuck, ausladende Gebärden, ein unberechenbares, verschlagenes Wesen und zügellose Promiskuität diametral entgegen. Dieser Kontrast von Lobpreis und Schmähung der Frauengestalten, die letztlich „literarische Figuren“ bleiben, geht auf die antiken Autoren zurück, so dass es nur konsequent ist, dass Elke Hartmann nun den Versuch unternommen hat, *ad fontes* zu gehen: Unter der Prämisse, dass die auf uns gekommenen Texte die Realität nicht spiegeln, aber Informationen über Sozialstrukturen vermitteln, denen ein gewisser „Realitätsgehalt“ nicht abgesprochen werden kann, möchte sie fragen, „was“, „in welchem Kontext“ und „auf welche Weise“ über Frauen geschrieben wurde, welche Funktion diesen Frauengestalten zukam (S. 7f.) und „weibliche Lebenswelten“, die sie als „Handlungsspielräume von Frauen und die Formen ihrer sozialen Integration oder Exklusion“ versteht, exemplarisch rekonstruieren (S. 207). Das ist ihr ebenso mühelos gelungen wie sie sich mit Bravour der Herausforderung gestellt hat, „bei der Interpretation der Quellen die ‚Beurteilungen‘ von den ‚Beschreibungen‘ zu trennen und daraus dann wieder eine Geschichte zu machen“ (S. 208).

Diese „Geschichte“ hat die Berliner Historikerin auf rund 250 Seiten geschickt angelegt; dabei hat sie ihren Stoff auf der Grundlage der üblichen Chronologie von der Archaik bis in die Spätantike sorgfältig strukturiert. Schon die eingangs gestellte Frage „Was sind Frauen?“ (S. 10) überrascht positiv, bietet ihre Antwort doch die Möglich-

keit, sich jenseits der bei diesem Thema sonst üblichen vorwissenschaftlichen Begriffsklärungen auf der Basis einer Definition zu verständigen: Das weibliche Geschlecht unterscheidet sich vom männlichen aufgrund einer spezifischen Temperatur; die Erziehung und Sozialisation von Mädchen und Jungen gehorcht unterschiedlichen Normen, sie genießen unterschiedliche Handlungsspielräume. Ein Mädchen erlangt erst und nur durch die Geburt eines legitimen Kindes den Status einer Frau; diese alternativlose Voraussetzung lässt eine geglückte Geburt Ziel und Erfüllung weiblicher Existenz sein. Die folgenden Kapitel stellen eine Auswahl von Frauengestalten und Themenkomplexen vor; unter diesen finden sich nicht nur Penelope, Lucretia, Medea und Messalina, sondern auch Sappho und Arsinoë II., Clodia Metelli und Theodora. Neben „kultischen Aufgaben“ (S. 53–63), „Ehe, Haushaltsführung und Handlungsspielräumen im klassischen Athen“ (S. 64–77) werden unter anderen „Familie, Heiratsallianzen und Ehealltag in der späten römischen Republik“ (S. 131–146) oder „Christliche Märtyrerinnen zwischen Verfolgung und kultischer Verehrung“ (S. 173–186) behandelt.

Markante Quellenzitate führen in die jeweilige Thematik ein – „Frauen bei Homer“ (S. 14–25) ist zum Beispiel Agamemnons Glückpreisung des Odysseus aufgrund der „vortrefflichen Gaben“ seiner Gemahlin (Od. 24,192–202) vorangestellt – und jedem Kapitel ist ein für sich sprechendes Bild beigegeben: So kontrastieren die „Frauen Spartas“ (S. 38–52) in der Form der Bronzestatuette eines laufenden Mädchens mit einem sportlich, durchtrainierten Körper (Abb. 3: London, British Museum, um 520 v. Chr.) mit den „Bürgerinnen im klassischen Athen“ (S. 64–77), auf einer attisch-rotfigurigen Pyxis exemplarisch als eine vor dem Schlafgemach samt gut gepolsterten Bett sitzende Frau dargestellt, die eine Spindel in der Hand hält, das Attribut der prestigeträchtigen Tätigkeit freier Frauen (Abb. 5: Paris, Louvre CA 587, um 430 v. Chr.). Der Band schließt mit einem Überblick über die „Forschungsgeschichte und aktuelle Fragestellungen“ (S. 202–208), in dem die Autorin die Genese der Frauengeschichtsschreibung von einer – in den Worten von Michelle Perrot – „Historiographie des Unglücks von Frauen“ (S. 204) bis zu ihrer Integration in eine Geschlechtergeschichte im Sinne von Pauline Schmitt Pantel skizziert, „das Männliche und Weibliche gleichermaßen bei jeder historischen Analyse zu berücksichtigen und zu bedenken, dass die Beziehungen zwischen ihnen der Motor der Geschichte sein können“ (S. 206).

Elke Hartmann positioniert sich damit selbst: Ihre „Geschichte“ will weder mit emanzipatorisch-aufklärerischem Impetus die Unterdrückung weiblicher Selbstentfaltung aufzeigen, noch ließe sie sich als eine auf elaborierten Theorien basierende post-strukturalistische Studie charakterisieren. Ihre Stärke ist ihr dezidiert nicht feministisches, sondern eben wissenschaftliches Erkenntnisinteresse, das ihr zu differenzieren und eine andere Art von „Realität“ zu konstruieren erlaubt: eine, in der die unerhörte Tat einer Frau den Ausschlag für das Handeln der Männer gibt (Lucretia) – wenn ein Königssohn weibliche Tugend zerstört, anstatt sie zu schützen, hat sich die vom ihm repräsentierte Ordnung *ad absurdum* geführt; eine, in der es qua Recht möglich war, eine Frau zu verstoßen, um eine wirtschaftlich attraktivere Verbindung einzugehen (Medea), die aber die soziale Sprengkraft solcher Entscheidungen der Bürgerschaft auf der Bühne eindrucksvoll vor Augen führt. Oder eine, in der Eheschließungen ein Zeichen der Freundschaft der sie aushandelnden Männer sind und in der der Tod der *res publica* den der eigenen Tochter relativiert (Tullia) – eine Realität also, die – so seltsam vertraut sie in den Texten der antiken Autoren *prima vista* aufscheint – im Grunde genommen fremd ist: in der ein Dasein überhaupt nur im Rahmen familiärer Integration vorstellbar ist und die eben keine Individualität, sondern die Einnahme eines bestimmten „Platzes“ im sozialen Gefüge erwartet. In diesem Kontext hängen

Ansehen und Handlungsspielraum einer Frau von der gesellschaftlichen Position und dem Prestige des Mannes ab, dem sie zugehört – ob sie das nun als einengend oder befreiend empfunden, ihr Dasein als Glück oder Leid erlebt haben mag, bleibt dem Analyseinstrumentarium einer Historikerin respektive eines Historikers verschlossen. Diese Einsicht mit Vehemenz konstatiert, so manche Frauengestalt von ihrem Topos befreit und auf eine „Realität“ zurückgeführt zu haben, ist kein geringer Verdienst.

Sabine Panzram, Universität Hamburg, verfasste die Rezension für H-Soz-u-Kult, 04.12.2007, <http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/rezensionen/2007-4-184>.

Ines Detmers

Ute Frietsch, Konstanze Hanitzsch, Jennifer John, Beatrice Michaelis (Hg.): *Geschlecht als Tabu. Orte, Dynamiken und Funktionen der De/Thematisierung von Geschlecht. (Gender Codes. Transkriptionen zwischen Wissen und Geschlecht)* Bielefeld: transcript, 2008. 268 S., ISBN 978-3-89942-713-4, 25,80 €

In jüngster Zeit ist eine Reihe von Monographien und Sammelbänden erschienen, die sich dem Thema Tabu aus sehr unterschiedlichen Richtungen nähern. Einige Stichproben genügen, z.B. Frank Czerners Buch *Das Euthanasie-Tabu. Vom Sterbehilfe-Diskurs zur Novellierung des §216 StGB* (2004), der von Michael von Braun herausgegebene Band *Tabu und Tabubruch in Literatur und Film* (2007) oder Karl-Hans Hartwigs Studie *Buslinienverkehr in Deutschland – Tabu oder Wettbewerbsbelebung* (2006), um die Heterogenität der Diskurse, in denen der Begriff zum Tragen kommt, sowie dessen theoretische und terminologische Dehnbarkeit aufzuzeigen. Positiv gesehen eröffnet sich ein verheißungsvoll breiter Raum für vielfältige Debatten. Negativ gewendet birgt diese Polyvalenz die Gefahr einer inflationären Begriffsverwendung und damit seiner Bedeutungsentleerung. Die Herausgeberinnen des vorliegenden Sammelbandes, dessen siebzehn Beiträge aus einem 2006 im Rahmen des DFG-Graduiertenkollegs „Geschlecht als Wissenskategorie“ an der Humboldt-Universität zu Berlin veranstalteten, transdisziplinär ausgerichteten Symposiums hervorgegangen sind, umschiffen diese Klippen geschickt. Die angezeigte Problematik wird nicht etwa umgangen oder gar ignoriert, sondern produktiv zum Programm umgemünzt, indem, wie in der Kollokation *Geschlecht als Tabu* erkennbar, beide Komponenten im Sinne eines Wissensdispositivs wechselseitig aufeinander zugeschnitten werden.

Den Ausgangspunkt bildet die Einsicht, dass der „Tabu-Begriff [...] in den Wissenschaften traditionell zur Erforschung der ‚Anderen?‘ gebraucht worden [ist]“ (11). Geschlecht als paradigmatische Projektionsfläche diskursiver Aushandlungen von Alterität „ist demnach nicht selbst ein Tabu, [...] kann jedoch tabuisiert werden sowie zur Tabuisierung von anderen benutzt werden“ (13). Daraus leitet sich wiederum das Verständnis des Terminus „als Ergebnis okzidentaler – aus dem Kontakt mit dem kulturell Fremden entstandener – Wissensproduktion und als Reflexion über die eigene Gesellschaft und Wissenskultur“ (17) ab. Zudem wird auf die „Nähe des Tabubegriffs zum Körper“ (19) verwiesen, der „die gesellschaftlichen Ideen in Form des Gewissens [internalisiert]“ (20). Tabus fungieren somit als „kulturspezifische Symbole von gesellschaftlicher Macht, die am Körperlichen haften“ und werden mithin konzeptuell als „Denkfigur der kulturspezifischen Grenzziehung“ (ebd.) gefasst.

Gemäß diesen Vorgaben gliedert sich der Band in vier Sektionen, wobei die erste vier knapp gehaltene einleitende Beiträge umfasst. Diese teilen sich wiederum in zwei jeweils komplementär zu lesende Beitragspaare, wobei das gewohnte Format der

wissenschaftlichen Einleitung durchbrochen wird. Während die Aufsätze von Ute Frietsch, „Der Wille zum Tabu als Wille zum Wissen“, und Lidia Guzy, „Tabu – Die kulturelle Grenze im Körper“, den theoretisch-methodischen und terminologischen Rahmen abstecken, liefert der Künstler Christoph Burtscher mit „*Two Boys*. Eine Fotoarbeit“ einen kreativen Bildbeitrag, den Jennifer John in „JUNGEN. Eine Annäherung an die Fotoarbeit *Two Boys* von Christoph Burtscher“ kommentiert. Ganz bewusst bezieht *Geschlecht als Tabu* dadurch bei der Behandlung des Themenkomplexes „neben wissenschaftlichen Beiträgen auch eine künstlerische Position“ (37) ein, wobei John den Fokus punktuell auf die Frage richtet, wie Burtscher visuell „Tabuisierungen in Verknüpfung mit Geschlechterkonstruktionen verhandelt“, die darauf zielen, „Tabuisierungen [im] Blickregime“ (ebd.) der Betrachter – wie so oft eine ominöse, da unspezifische Größe – zu offenbaren.

Die folgenden dreizehn Fallstudien sind in weitere drei Sektionen aufgeteilt, die überschrieben sind mit „Werkstätten“, „Verschweigen und Verschieben“ und „Genealogisches Wissen“. Auf den ersten Blick wirken die gewählten Ordnungskategorien ein wenig hermetisch und scheinen zudem auf verschiedenen Ebenen zu liegen. Diesen Eindruck vermag Frietsch in ihrer einleitenden Übersicht zum Aufbau nur zum Teil auszuräumen. Völlig einsichtig ist die erste Kategorie, die auf „Orte der Herstellung und Bearbeitung von Tabus“ (13) rekurriert. Dagegen bleiben die Erläuterungsversuche der anderen Begriffspaare als „*Dynamiken*“ (ebd.) respektive „*Funktion*“ (14) im Sinne der „Rekonstruktion und Analyse einstmals tabuisierter genealogischer Zusammenhänge“ (ebd.) vage und somit wenig leserführend.

Als sehr gelungen kann die Zusammenstellung der Einzelbeiträge bewertet werden. Den Auftakt der ersten Sektion, die vier Aufsätze umfasst, macht Kathrin Peters mit „Zeichen der Scham – Fotografische Fallstudien um 1900“. Damit gelingt ein fließender Übergang zwischen Johns künstlerisch-kreativer Position zurück zu einer wissenschaftlichen Perspektivierung des Gegenstands. Der kenntnisreiche Beitrag wendet sich in Abgrenzung zur künstlerischen Aktfotografie dem Medium der Fotografie als klinisches Aufzeichnungsinstrumentarium zu. Durch geschickte Materialauswahl gepaart mit erhellenden Bildanalysen wird stichhaltig nachgewiesen, dass „die beiden zunächst so unterschiedlichen Bildformen – die gynäkologische wie die aktfotografische – sich erstens den gemeinsamen Repräsentationsraum der Medizin teilten und zweitens in diesem auf je unterschiedliche Weise die drängende Frage nach der ‚Natur‘ der Geschlechterdifferenz bearbeiteten“ (58-59). Vom hoch vergeschlechtlichten Raum der Klinik führt Annette Knauts politikwissenschaftlicher Beitrag „Frauen im *Deutschen Bundestag*. Indizien und Funktion von Exklusion“ an einen Ort, der sich *Gender*-Zuschreibungen zu entziehen scheint. Anhand von Abgeordnetenbefragungen stellt sich Knaut zur Aufgabe, „die vermeintliche Neutralität aufzubrechen und vergeschlechtlichte Mechanismen der Exklusion bzw. Inklusion zu benennen“ (63). Der Umgang mit dem Gegenstand ist leider streckenweise rein deskriptiv. So wird zwar inhaltlich nachgewiesen, dass „das in der parlamentarischen Kommunikationsstruktur verwurzelte Tabu, die Rolle von Geschlecht aufzudecken, [...] Männern weiterhin die zentralen Machtpositionen und Handlungsressourcen [sichert]“ (75), eine Darstellung und Analyse der dabei verwendeten Kommunikationsmuster, sprich Strategien des Verschweigens bzw. der Dethematisierung, bleibt der Beitrag jedoch schuldig. Dies gelingt wiederum unmittelbar anschließend Jennifer John sehr überzeugend. Der Aufsatz „Ein Künstler ist ein Künstler ist ein Künstler. Museale Inszenierungen von fortwährenden Genies“ liefert ein Spektrum von Körperinszenierungen, die sich als ebenso subtile wie wirksame Mittel erweisen, um das „kunsthistorische Tabu, das vorwiegend ‚männliche‘ biologische Geschlecht der Kunstschaffenden zu

verschweigen“ (95), zu entlarven. Ein Glanzlicht setzt der Abschlussbeitrag der ersten Sektion, Volker Woltersdorffs „Meine Dämonen füttern: Paradoxe Bearbeitungen von Geschlechtertabu in der sadomasochistischen Subkultur“. Woltersdorff gewährt theoretisch fundierte Einblicke in nicht-öffentliches, d.h. gleichermaßen abgeschottetes und gemiedenes Terrain. Indem er buchstäblich unter die Oberfläche eines kulturellen Tabu-Raums vordringt, werden Ausprägungen und Funktionen jener paradoxen Doppelkodierung offengelegt, der ambivalente Konstituierungsbedingungen geschlechtlicher ‚Nicht-Identitäten‘ unterliegen: „Sadomasochistische Inszenierungen affirmieren und subvertieren das Tabu auf paradoxe Weise zugleich“ (99).

Der Fokus im zweiten, mit fünf Beiträgen umfangreichsten Abschnitt, liegt auf narrativen Modi des Unaussprechlichen in Bezug auf Tradierungsmöglichkeiten von Wissen über pathologische Formen sexueller Begierde. Zu Beginn steht Joan Caddens Aufsatz „Sciences/Silences – Die Naturen und Sprachen der ‚Sodomie‘ in Petrus‘ von Abano *Problemata*-Kommentar“. Es handelt sich um die von Beatrice Michaelis übersetzte Version eines Artikels, der erstmals 1997 in einem Sammelband mit dem Titel *Constructing Medieval Sexualities* (cf. 117, Anm. d. Ü.) veröffentlicht wurde. Anhand einer nicht-fiktionalen, mittelalterlichen Quelle, die mit Petrus von Abano einem der „bekanntesten Autoren und Lehrern der Naturphilosophie und Medizin“ (121) zugeschrieben wird, leistet Cadden durch ihre Beschäftigung mit dessen „Vorstoß gegen das vorherrschende Schweigen der Naturphilosophie zum Gegenstand sexueller Kontakte zwischen Männern“ (122) einen wichtigen Beitrag zur diachronen Aufarbeitung, wie es heißt, „unserer sexuellen Vergangenheit“ (136). Anschließend wendet sich Beatrice Michaelis in ihrem eigenen, sehr informativen Aufsatz, „Recht verschwiegen: das ‚Tabu‘ der Sodomie in der Sprache des mittelalterlichen Rechts“, der Sodomie aus rechtsdiskursiver Perspektive zu. Untersucht wird der im 19. Jahrhundert von Heinrich Witte in seinem sittengeschichtlichen Kompendium überlieferte Fall „Der letzte Puller von Hohenburg“, in welchem [die] ‚sodomitischen‘ Handlungen [des] mit dem Tode bestraften Richard von Hohenburg († 1482)“ (149) aufgezeichnet sind. Michaelis rhetorische Analyse der Äußerungsform des Geständnisses beschreibt tabuisierende Funktionen „linguistische[r], Vermeidungstechnik[en]“ (144) als Ausdruck der „(Dis)Artikulation“ (143). Einer weiteren Facette ‚verbotener Liebe‘ widmet sich Konstanze Hanitzsch in ihrem Beitrag „Der Inzest als Symptom der Shoah: Zur Wiederkehr des Verdrängten in Max Frischs *Homo faber* und Ingeborg Bachmanns *Malina*“. Mit viel Gespür für literarische Unter- und Zwischentöne zeigen Hanitzschs Romananalysen wie Thematisierungen von Inzest als symbolische „Platzhalter“ bzw. „Symptom der Shoah“ (159) zur Destabilisierung bzw. „Umkehrung der Opfer-/Täterpositionierung“ (168) genutzt werden. Sabine Grenz wendet sich in ihrem Aufsatz „(Ent-)Tabuisiertes Erzählen: Sexuelle Gewalt an ‚deutschen‘ Frauen am Ende des Zweiten Weltkriegs“ der Opfer-Täter-Problematik aus erinnerungstheoretischer Sicht zu. Im Mittelpunkt stehen Motive sexueller Gewalt in Tagebüchern von Frauen, eine Ausdrucksform, die „eine wahre Blüte während des Nationalsozialismus und [...] im Laufe des Zweiten Weltkriegs [erlebte]“ (173). Untersucht wird, wie die Betroffenen (selbst) auferlegte Schweigegebote brechen und so die „komplexen Verknüpfungen von Sexualität, Schuld und Geschlecht sichtbar werden [...] lassen“ (183). Der abschließende Beitrag von Angela Koch, „Das ‚unsägliche‘ Verbrechen: Überlegungen zur Tabuisierung von sexueller Gewalt im Spielfilm“, richtet den Blick auf die anglo-amerikanische Medienkultur. Der analytische Fokus liegt auf visuellen Erzählformen vor dem Hintergrund „der Liberalisierung der filmischen Bilderpolitik seit den 1970er Jahren [woraufhin] explizite Darstellungen von sexueller Gewalt zum allgemeinen Repertoire der Spiel- und Fernsehfilme“ (191) wurden. Koch stellt fest, dass paradoxer Weise „[i]m Zuge des Tabubruchs der Visualisierung von sexueller Gewalt [sich]

die Tabuisierung [...] auf der Ebene der Sprache und in der Perspektive der Betroffenen [reproduziert]“ (199).

Die letzte Sektion umfasst vier Beiträge, die den Themenkreis Geschlecht als Tabu aus einem naturwissenschaftlichen Blickwinkel behandeln. Zum Auftakt zeigt Ellen Harlizius-Klück in ihrem hoch informativen Aufsatz „Das unendliche Geschlecht – Löcher und Lücken im Gewebe der Mathematik“ auf ebenso kenntnisreiche wie amüsante Weise wie „man Geschlecht, Tabu und Mathematik zueinander“ (205) bringen kann. Dazu spürt sie den Ursachen der verdrängten männlichen Angst vor dem Verlust der Logik nach, die darin mündet, „dass Weiblichkeit [...] aufgrund einer Perforation oder Perforierbarkeit des Körpers für die Löcher im Gewebe der Mathematik schuldig gesprochen wird“ (206). Eine Zusammenfassung am Ende dieser beeindruckenden ‚Beweisführungskette‘ wäre durchaus wünschenswert gewesen. Einer weiteren Facette spezifisch männlicher Angst widmet sich Sabine Todt in ihrem Beitrag „Seine erstorbenen Augen verkannten alle Gegenstände, die um ihn waren‘. Das Tabu der Onanie und die Bedeutung von Wissen im 18. und 19. Jahrhundert“. Anhand einer schlüssigen Analyse medizinischer Schriften werden die historischen, ideologischen und rhetorischen Entstehungsbedingungen des so genannten „Anti-Onanie-Diskurs[es]“ (219) nachvollzogen. Todt zeigt, dass die dort durch angsterzeugende Pathologisierung sexueller Selbstbefriedigung propagierte Triebregulation einerseits „subjektstabilisierend für den bürgerlichen Mann“ wirkte und andererseits „der Kontrolle der weiblichen Autoerotik“ (227) diene. Komplementär zu Todt geht es in Marie-Luise Angerers gleichermaßen scharfsinnigen wie scharfzüngigen Beitrag „Feminismus und Psychoanalyse heute: Tabubruch inkludiert“, um diskursive De-Regulierungsmechanismen bezüglich eines sich wandelnden Körperverständnisses im Rahmen psychoanalytisch motivierter, feministischer Theorie(n). Das Aufkündigen der „ein gutes Jahrhundert dauernde[n] Beziehung zwischen feministischer Bewegung und Psychoanalyse [...]“ (232) wird im Sinne eines symbolischen Tabubruchs gelesen. Davon ausgehend werden biokulturell und biodigital fundierte „Debatten über Cyberfeminismus und Cybersex“ (240) und deren Modelle „affizierter Körper“ (241) kritisch auf ihr Innovationspotential hinterfragt. Angerer resümiert, dass die Kategorien männlich und weiblich im Zuge „der Evolutionsbiologie [...] dahingehend aufgelöst worden sind, als Sexualität in Spaltung, Übertragung, Information und Kombination übergegangen ist“ (241), wodurch das Tabu „seine konstituierende Kraft als Keil, Kluft oder Sperre verloren [hat]“ (242). Der Aufsatz von Bettina Matthes, „Der Wille zum Tabu: Ödipus, Lokaste und Cyborg“, bildet den Schlusspunkt des vorliegenden Sammelbandes. Komplementär zu Angerers Beitrag wird anhand historischer gynäkologisch-anatomischer Illustrationen das Inzestnarrativ in Sophokles’ *König Ödipus* und Donna Haraways Cyborg-Konzept einer überaus originellen und produktiven ‚Kreuzlektüre‘ unterzogen. Matthes postuliert daraufhin die „Denkfigur des Cyborg [...] Produkt d[es] ödipalen Tabus“ (259), weshalb es ihr „mehr als fraglich [scheint], ob der Cyborg tatsächlich dazu taugt, eine neue Wissens- und Begehrensordnung einzuleiten“ (ebd.).

Die Leistungen dieses sehr lesenswerten Sammelbandes liegen in der transparenten thematischen Gliederung sowie der auf inhaltlicher und methodischer Ebene bewusst breit gefächerten Perspektive. Damit erklärt sich nicht zuletzt, weshalb der Anspruch der Transdisziplinarität nicht bloße Makulatur bleibt, sondern in überzeugenden Dialogen der Einzelbeiträge untereinander aufgeht.

(Dr. Ines Detmers, FSU Jena; seit Januar 2008 assoziierte Kollegiatin im DFG-Graduiertenkolleg „Geschlecht als Wissenskategorie“ der HU)

Eva Kaufmann

Cornelia Schroeder (Hrsg.): Edith Anderson: Liebe im Exil. Erinnerungen einer amerikanischen Schriftstellerin an das Leben im Berlin der Nachkriegsjahre. Berlin: BasisDruck Verlag 2007. ISBN 3861631296; 547 S.; € 22,-

Nach der Veröffentlichung der amerikanischen Originalfassung („Love in Exil“ 1999) hat die deutsche Übersetzung breites Interesse gefunden; eine zweite Auflage wird vorbereitet.

In Edith Andersons (1915-1999) Erinnerungen reichen die „Nachkriegsjahre“ bis weit in die fünfziger Jahre. Der amerikanischen Schriftstellerin mochte scheinen, hierzulande wäre von Frieden nicht recht zu reden. Der Kalte Krieg war allzu schnell an dem Ort zu spüren, an dem sie ihr Leben gerade einzurichten begonnen hatte.

Das Wort „Exil“ im Buchtitel ist vieldeutig. Diese Liebe hatte im Exil begonnen, als der deutsche Kommunist Max Schroeder (1900-1958), den es auf dem Wege ins mexikanische in das amerikanische Exil verschlagen hatte, in New York 1943 Edith Anderson kennenlernte und 1945 heiratete. Schroeder wurde im November 1946 in die Heimat „repatriert“; er wollte helfen, den Traum von einem neuen Deutschland zu realisieren. Das Paar lebte zu diesem Zeitpunkt getrennt; sie hatten „aber einander nicht aufgegeben“(9). Auf seine Sehnsuchtsbekundung hin hatte sie alle Hebel in Bewegung gesetzt, um zu ihm zu gelangen – mit einem langen Umweg über Paris. Welch ein schwieriger Anfang für eine Liebes- und Ehegeschichte.

Als Frau von 32 Jahren verfügte sie über wichtige Lebenserfahrungen: Sie war ausgebildete Lehrerin, hatte eine kurze Ehe hinter sich, als Mitglied der kommunistischen Partei für deren Zeitung „Daily Worker“ und während des Krieges als Schaffnerin bei der Eisenbahn gearbeitet, hatte in der Gewerkschaft die Rechte ihrer Kolleginnen vertreten und einen Roman zu schreiben begonnen. Der Liebe wegen ging die Jüdin Edith Anderson in das Land von Buchenwald und Dachau.

Wie sollte sie nach einem Leben im intakten New York und im vertrauten Kiez die Zustände im zerstörten Berlin verarbeiten, vor allem die mentale Verfassung der Menschen? Ich denke daran, wie wenig heimatlich sich Anna Seghers „im Volk der kalten Herzen“ fühlte, als sie, wie Max Schroeder von Hoffnung und Pflicht geleitet, 1947 aus Mexiko nach Berlin kam. Wie sollte es dann erst der Amerikanerin ergehen! Das Buch erzählt völlig untendenziös davon, warum es beim Exil-Gefühl geblieben war. An Schroeders Seite, der seit 1947 als Cheflektor des Aufbau-Verlages für die Kulturentwicklung der SBZ und späteren DDR eine fast legendäre Rolle gespielt hatte, war sie mit vielen großen und weniger großen Namen in Berührung gekommen und mit manchen heiklen kulturpolitischen Vorgängen dieser Jahre konfrontiert worden. Sie nahm wahr, dass die kommunistischen Ideale, die sie früh verinnerlicht hatte, in der praktischen Politik der SED, vor allem in den Auswirkungen auf die zwischenmenschlichen Beziehungen zunehmend auf der Strecke blieben.

Der Blick auf die gesellschaftlichen Zustände fördert aus der Perspektive einer feministisch gewitzten Frau Zusammenhänge zutage, die aus männlicher Perspektive so nicht zu haben sind. In ihrer Sehweise stellt sich der Zusammenhang von Privatem und Öffentlichem zwanglos und überzeugend her. Sie erlebte die DDR-Verhältnisse nicht in der Position des aktiven, stets überlasteten Verlagsmannes, sondern in der der zunächst sprachunmächtigen amerikanischen Ehefrau, die unfreiwillig in die Hausfrauenposition (1948 war die Tochter geboren worden) geraten war und von seinem Umfeld nur als Accessoir des bedeutenden Mannes wahrgenommen wurde. Kommunikation hatte sie vor allem mit Frauen in ähnlicher Lage, mit Frauen anderer

heimgekehrter Emigranten, die die Heimatländer um der Ehemänner willen verlassen hatten. Später, als die Tochter etwas älter war, hat sie als Dolmetscherin und Übersetzerin, vor allem für die IDFF (Internationale Demokratische Frauenföderation) gearbeitet. Dennoch litt sie unter der Erfahrung, „wie viele von uns außer Haus und dennoch jämmerlich mit Händen und Füßen daran gebunden waren“. (430)

Das Buch bietet allen, die an der Kulturgeschichte und damit auch an der politischen Geschichte der DDR interessiert sind, eine Fülle sachlicher und personeller Informationen. Es war Mitte der 80er begonnen und in den 90ern fortgeführt worden, ohne dass der Zusammenbruch der DDR einen Bruch der Seh- und Darstellungsweise bewirkt hätte. Warum auch! Andersons Blick auf die DDR-Entwicklung hatte sich über die Jahrzehnte geschärft.

Sie stützt ihre Erinnerungen mit verschiedenen Materialien (Briefe, Zeitungsartikel, Ausschnitte aus offiziellen Dokumenten u.a.m.). Das Spektrum der Negativerfahrungen ist vielfältig. Es beginnt mit der Beobachtung, dass die Emigranten, die in westlichen Ländern waren, von denen aus Moskau, meist bald nach Kriegsende zurückgekehrten und in führenden Positionen tätigen, mit Misstrauen behandelt wurden. Beklemmend die Fakten, die die Verfolgung von Persönlichkeiten des politischen Lebens schon Ende der 40er Jahre, in der Zeit des „Aufbruchs“ betreffen, sei es Noel Field, der in einer gigantischen Lügenkonstruktion im Slánský-Prozess zur Schüsselfigur gemacht worden war, oder Lex Ende, mit dem Max Schröder in den USA befreundet gewesen war, der in Berlin als Chefredakteur des ND arbeitete, aus dieser Funktion im April 1949 entlassen und sukzessiv zugrunde gerichtet worden war. Für mich überraschend unterstellt Edith Anderson eine geheime Koinzidenz der politischen Kampagnen und Verfolgungen im Osten (Moskau) und denen des McCarthy-Ausschusses. Aufschlussreich zu lesen, welche amerikanischen Schriftsteller die USA-Behörden zum 1. Deutschen Schriftstellerkongress 1947 ausreisen ließen und welche nicht.

Erfrischend immer wieder der gesunde Menschenverstand, mit dem sie die absurden Vorgänge im Kampf gegen „feindliche“ Ismen (Formalismus, Expressionismus, Skeptizismus, Pessimismus, Kosmopolitismus usw. usf.) charakterisiert, z.B. im Zusammenhang mit Dessau/Brechts Oper „Die Verurteilung des Lukullus“, mit dem Wandgemälde von Horst Stempel oder mit Hanns Eislers Text zu „Johann Faustus“. Sie hält auch nicht mit ihren kritischen Urteilen über Verhaltensweisen solcher Personen zurück, die in der DDR Unrecht erlitten hatten, z.B. Wolfgang Harich, Stefan Heym, Walter Janka, Alfred Kantorowicz.

Das umfangreiche Buch liest sich spannend; es amüsiert durch zuweilen boshafte Charakterisierungen namhafter Vertreter der kulturellen Elite, von denen Anderson eine schlechte Meinung hatte. Frappierend, wie knapp und treffend sie literarische Werke charakterisiert, die Gegenstand öffentlicher Auseinandersetzungen waren.

Was im Titel mit dem Wort „Liebe“ angekündigt wird, stellt sich als ein von Anfang bis Ende permanent krisenhaftes und gerade in seiner Krisenhaftigkeit haltbares Verhältnis dar. Das ist mehr als eine Verklärung im Nachhinein und beruht auch auf Andersons Fähigkeit, die Schwierigkeiten im Verhältnis des Paares auf die aufreibenden äußeren Umstände zu beziehen und somit auch überindividuell zu erklären. Max Schroeders zunehmend lieblose Reaktionen seiner Frau gegenüber, die mit ihren kritischen Ansichten zur gesellschaftlichen Entwicklung nicht zurückhielt, haben zu tun mit dem eigenen uneingestandenem politischen Unbehagen. Zunächst beruhigt er sie – und sich – über Missstände mit dem Argument, das System würde seine „Kinderkrankheiten“ hinter sich lassen. Ihrer kritischen Einwurfe gewärtig, zieht er sich ins Schweigen zurück. Um 1953 tritt die Krise offen zutage. Schockierend war Anfang der 90er Jahre die Entdeckung, dass 1953 Max Schroeder, der Eislers „Faustus“-Text

voller Enthusiasmus hatte publizieren lassen, sich von diesem im Rahmen der gegen Eislers Werk gerichteten Kampagne distanziert hatte. Sie erlebte, wie der Mann, den sie als aufrecht und mutig kennengelernt hatte, seine Probleme vor ihr zunehmend geheim hielt und im Alkohol Zuflucht suchte.

Das Buch enthält nicht wenige triste Episoden, die an „Szenen einer Ehe“ erinnern. Ich lese die „Liebe im Exil“ als die Geschichte einer mühsamen individuellen Emanzipation in einem historischen Kontext, in dem die Emanzipation aller angestrebt wurde – ein Prinzip, gegen das in der praktischen Politik oft genug verstoßen wurde, nicht nur in der Frauenpolitik. Es scheint, als habe Edith Anderson erst im Laufe der Jahre Verständnis für den Zusammenhang von eigener Lage und allgemeiner Emanzipationsproblematik gewonnen. Anteil daran hatten offensichtlich bestimmte kulturelle Entwicklungen in der DDR, vor allem die Äußerung kritischen weiblichen Selbstbewusstseins in der Literatur von Frauen (Ch. Wolf, I. Morgner, M. Wander, Sarah Kirsch u.a.m.). Auf die andere Quelle kritischer Reflexion hatte Anderson 1982 in einem großen Aufsatz in der Zeitschrift „Sinn und Form“ (2/82) „Feministische Utopien“ aufmerksam gemacht. Darin stellt sie eine Reihe amerikanischer Theoretikerinnen und Erzählerinnen der 60er/70er Jahre vor (Betty Friedan, Kate Millet, Shulamith Firestone, Germaine Greer, Joanna Russ, Ursula K. Le Guin, Marge Piercy).

Mit Ausnahme einer Reise in die USA 1960 führt Anderson ihre Erinnerungen nur bis zum Tode von Max Schroeder im Jahre 1958. Ihr späteres Leben, ihre Bücher sind nicht mehr Gegenstand ihrer Darstellung; sie erscheinen summarisch in den knappen bio-bibliographischen Notizen. Ihren Wunsch zu schreiben hatte Max Schroeder trotz aller Ehequerelen stets entschieden unterstützt. Neben Übersetzungen sind es hauptsächlich Kinderbücher und Hörspiele. Auf eine Publikation sei an dieser Stelle besonders hingewiesen. 1975 hatte sie die Anthologie „Blitz aus heiterm Himmel“ herausgebracht, in der Geschlechtertausch-Geschichten von sieben namhaften Autorinnen und Autoren versammelt sind. Die Grundidee (stellen sie sich vor, sie wachen auf und haben unversehens das Geschlecht gewechselt) hatten diese gern aufgegriffen, weil sie Gelegenheit bot, zum Thema Geschlechterbeziehungen nach Lust und Laune zu fabulieren. Die Lust sollte der Herausgeberin allerdings vergehen. Fünf Jahre hat es gedauert, bis den argwöhnischen Behörden die Druckerlaubnis abgerungen und das Projekt – mit Einbußen (Irmtraud Morgner) – veröffentlicht wurde. In ihrer Geschichte „Dein für immer oder nie“ bewegt Edith Anderson die Frage, ob und wie Liebe, Sex, Freundschaft und Ehe zu vereinbaren seien. Diese Frage hatte sie von ihrem frühesten Romanprojekt bis zum Erinnerungs-Buch unablässig beschäftigt. Sie schien ihr nicht nur im individuellen Fall ungelöst. Ihr Fazit: solange Frauen „Exilanten der menschlichen Gesellschaft“ (198) seien, bliebe auch die *Liebe im Exil*.